

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 13.

Fünfter Jahrgang.

30. März 1861.

### Triollette.

1.

Soll ich dich in Liedern preisen,  
Gib ein Liebeswort zum Lohn;  
Denn es muß mich unterweisen,  
Soll ich dich in Liedern preisen,  
Liebste, deiner Stimme Ton.  
Tausend Lieder flattern schon,  
Faltern gleich, zu dir zu reisen:  
Soll ich dich in Liedern preisen,  
Gib ein Liebeswort zum Lohn!

2.

Die Treue mußt du dir bewahren,  
Sie ist der schönste Edelstein.  
Im Schwanken liegen schon Gefahren,  
Die Treue mußt du dir bewahren,  
Sie rettet dich vor mancher Pein.  
Und wirfst du, dir zum Leid, erfahren,  
Daß And'rer Treue falscher Schein:  
Die Treue mußt du dir bewahren,  
Sie ist der schönste Edelstein!

Ludwig Isakib.

### Die blutige Haideschenke.

(Schluß.)

Ferkó stieß auf seiner Flucht auf einen Getreidehändler, der, eben mit reichgefüllter Geldkase von einem Fruchtmarkt heimkehrend, von ein Paar Wegelagerern angefallen wurde, den Strauchdieben aber durch einen Sprung aus dem Wagen zu entkommen mußte. Der Aermste hatte sich später bei Nacht und Nebel im Wälfangerwald verirrt, und kam jetzt noch oben-drein aus dem Regen in die Traufe. Ferkó erwürgte nämlich den Fruchthändler trotz seiner hartnäckigen Gegenwehr. Ein seltsamer Gedanke flog nunmehr durch das Haupt des Räubers. Der Mann des Blutes war des unstillen, gefährvollen Lebens als Buschflepper überdrüssig geworden.

Sein Pferd ward daher durch ein Paar Hiebe mit der Fangschnur zu einer benachbarten Schlucht getrieben und kollerte zerschellend in die Tiefe. Später folgte der Leichnam des Fruchthändlers, nachdem Ferkó denselben früher in seine eigenen Kleider gehüllt hatte. Der Räuber selbst warf sich in das Gewand seines Opfers und jubelte hoch auf, als er nach einigen Tagen erfuhr, daß man den rothen Ferkó für

totd halte. Dank dem Basse, welchen der Fruchthändler bei sich führte, der zudem so ziemlich zu der Persönlichkeit des Räubers stimmte, reiste Ferkó ein Paar Jahre ungestört in Ungarn umher, bis er endlich auf den Gedanken kam, sich auf einer Pustta im Unterlande anzuseteln. Das Uebrige ist bekannt.

Doch zurück zur Gárda.

Ein freundlicher Sonntagmorgen folgte dem Abend, an dem Antál das Gespräch der Liebenden belauschte. Die Knechte des Wirtbes gingen nach einem benachbarten Dorfe, etwa eine Stunde fern gelegen, um daselbst dem Kirchengang beizuwohnen. Mária sah die beiden Männer ohne Argwohn scheiden; sie war ein zu handfestes Kind der Natur, als daß sie irgend eine Nachstellung oder Gefahr ahnen und fürchten mochte. Auch hielt sich Antál seit dem Anblick des Dösches in scheuer Entfernung von der stämmigen Magd, was letztere jedoch bloß einfach in dem Verdacht bestärkte, ihre Vermuthung bezüglich des rothen Ferkó sei richtig gewesen.

Es mochte an die zehnte Stunde gehen.

Die Knechte mußten in der nächsten halben Stunde heimkehren. Antál ging nach der Futterkammer hinüber, wo sich außer den Vorräthen an Heu und Hafer auch die Pferdegeschirre, Futtersäcke, Peitschen und Weidespöcke, wie die berühmte ungarische Fangschnur zum Einfangen der Pferde befanden, jene Fangschnur, jener magyarische Lasso, dessen sich die Rosshirten und Räuber so tüchtig zu bedienen wissen, als es die Indianer oder Rothhäute auf den amerikanischen Prairien mit ihrer furchtbaren Wurfklinge zu halten pflegen.

Die Thür der Futterkammer lag dem hölzernen Wassertrog am Hofbrunnen gerade gegenüber, war kaum zwölf Schritte von demselben entfernt. Diese Thür stand offen. Man hörte Antál schelten und brummen, so oft er einen Uebelstand bemerkte, welcher den Blicken der saumseligen, fahrlässigen Knechte entgangen sein mochte.

Mária, die jetzt ihren Rücken frei wußte, trat sorglos an den Brunnen, um den leer gewordenen Eimer, der für die Küche bestimmt war, mit Wasser zu füllen. Das Holzgefäß war schwer, und sie mußte sich daher tief bücken, um die Last auf den erwähnten Wassertrog zu heben. In diesem Augenblicke trat Antál hastig aus der Futterkammer.

Mária hob forschend den Kopf empor, gleichzeitig aber flog die unfehlbare ungarische Fangschnur, von Antál geschleudert, um den Nacken der Unglücklichen; ein kraftvoller Ruck

und die überraschte Magd flog mit fest zusammengeschnürter Kehle wie ein Ball auf den Nasen. Ein Rothhirt, der um diese Zeit eben an der Haideschenke vorübersprengte, wollte, wie er später ausagte, einen dumpfen Schrei und darauf ein Getöse gehört haben, ähnlich dem Stampfen eines sich wildsträubenden Fohlen, das man gewaltsam vom Boden aufzerrt. Da aber derlei Dinge zu den täglichen Vorfällen auf der Pusta gehören, so schenkte der Eskos dem Lärm keine weitere Aufmerksamkeit und ritt ruhig seines Weges weiter, ein lustiges Lied anstimmend, darin Wein und Küsse die Hauptrolle spielten.

Wenige Minuten später herrschte tiefe Stille in dem Gehöfte. Die Knechte, die nach einer Viertelstunde heimkehrten, trafen ihren Herrn, wie er eben den Eimer am Wassertroge nach der Küche zu schleppen begann, weidlich über das ungehorsame Weibsbild Märis fluchend, diese ungerathene Dirne laut verwünschend, die soeben Knall und Fall aus der Csárda davon gelaufen, weil er sie wegen einer groben Nachlässigkeit etwas unsanft zur Rede gestellt habe. Da man um die Neigung wußte, die der Wirth zu seiner Magd hegte, so dachten die Knechte im Stillen, eine etwas zu handgreifliche Liebeserklärung von Antál's Seite dürfte die eigentliche Veranlassung zu der eiligen Entfernung der hämmigen Märis gewesen sein. Beide hüteten sich jedoch, diese gerechte Vermuthung laut werden zu lassen, wechselten ein Paar verstohlene Blicke und gingen dann ruhig ihren gewohnten Verrichtungen im Stalle nach.

Der Abend kam heran.

Mehrere Gäste erschienen in der Schenke, entfernten sich jedoch bald, da in dem früher erwähnten Dorfe eben Kirmeß gefeiert wurde. Antál, der nunmehr zeitweise aus dem Fenster lugte, gewahrte recht wohl, daß ein Paar verdächtige Gestalten vornehmlich herbeischlichen und sich in der Nähe der Csárda versteckten. Antál lächelte grimmig vor sich hin. Die Nähe der Banduren schien zu seinem Plane zu taugen. Ein Paar Minuten später erschien Jantsi in der großen Gaststube. Ein seltsames Mienenspiel zeigte sich in seinem Antlitz, als Antál wie gewöhnlich eine Flasche Rothwein herbeiholte. Es war ein Anflug von Besorgniß um Märis, die er jedoch aus Scheu vor der bevorstehenden Verhaftung des Wirthes auf dem Heuboden versteckt wähnte, und Schadenfreude, daß sich der verschmigte rothe Berkó so blindlings umgarnen lasse. Letzteres Gefühl schien allmählig die Oberhand zu gewinnen.

„Isten hozta!“ — Gott zum Grufe — sprach der Wirth.

Nach dieser Begrüßung setzte sich Antál mit einer zweiten Flasche Rothwein gleichfalls an den Tisch, füllte ein Glas mit dem ziemlich starken Nebensaft, leerte es dann auf einen Zug und fragte dann mit sichtlich, vielleicht erkünstelter Neugierde, was es Neues im Komitatsort gebe? Jantsi wußte nicht viel von Bedeutung zu erzählen.

Das Gespräch stockte mit jeder Minute.

Mittlerweile hatten sich noch einige Banduren an die Csárda herangeschlichen und standen bis an die Bühne bewaff-

net auf der Lauer, um auf ein gegebenes Zeichen im Sturmschritt in die Haideschenke zu bringen. Jantsi jubelte im Stillen. Es handelte sich ja einzig nur mehr um das verabredete Zeichen. Antál schien rettungslos verloren zu sein.

„Ich hätte den Mann,“ murmelte der Pandur, „nie für so dumm gehalten.“

„Was meinst Du?“ sagte der Schankwirth.

Antál hatte das Murmeln vernommen.

„Ich meine,“ sprach Jantsi mit lauter Stimme, „daß die Nacht ungewöhnlich finster zu werden droht, und daß es daher an der Zeit ist, sich auf den Heimweg zu machen.“

Damit trat er an das Fenster.

„Nun, eine Flasche Rothwein,“ meinte Antál, „wirßt Du wohl noch vertragen!“

„Teufel, was ist mir denn in die Kehle gerathen?“ rief der Pandur.

Nach diesen Worten hustete er, den Kopf an die Fensterscheiben gedrückt, mächtig in das nächtliche Dunkel hinaus. Es war das verabredete Zeichen.

Jantsi hielt den Sieg für entschieden.

Antál benützte seinerseits die Zeit, da ihm der Pandur den Rücken zuwendete, um geräuschlos den Inhalt einer kleinen Viole, die er aus seiner Tasche gezogen, in das Glas des schlimm berathenen Jantsi zu gießen. Letzterer horchte noch einen Augenblick und kehrte dann mit erkünstelter Unbefangtheit zu seinem verrathenen Bechgenossen zurück, setzte sich behaglich nieder und leerte das Glas in wilder Hast, Schadenfreude in jeder Miene seines Antlitzes. Er hatte ja auf das Gelingen seines Vorhabens getrunken.

Eine kurze Pause folgte.

„Edés barátom — süßer Freund,“ — sprach plötzlich der Wirth hämisch, „ich habe Dir drei wahrhaft überraschende Nachrichten mitzutheilen.“

„Das wäre!“

„Erstlich wird es Dich verblüffen, zu erfahren, daß ich recht wohl weiß, wie Du mich eben an Deine Kameraden verrathen, welche da draußen im Hinterhalt lauern und vor Begierde brennen, mir, dem gefürchteten rothen Berkó, auf den Leib zu rücken.“

Der Pandur war einen Augenblick wie gelähmt.

„Zweitens wirßt Du weinen,“ fuhr Antál ruhig fort, „wenn ich Dir sage, daß ich heute Deine Liebste, Märis mit Namen, mit den Flechten ihres eigenen langen Haares — erwürgt habe.“

Gleichzeitig öffnete der Wirth die Thür der Nebenkammer. Hilf, Himmel!

Märis hing in Wahrheit leblos an der Wand. Die Flechten ihres prachtvollen schwarzen Haares, hart am Kopf abgeschnitten, hatten in der That als Strang gedient.

„Hölle und Teufel!“ rief Jantsi, aufspringend und nach seinem Säbel greifend.

Hatte ihn schon die erste Nachricht so tief erschüttert, oder brach seine Kraft bei dem entsetzlichen Anblick, der sich ihm darbot, für immer zusammen? Wie dem sei, der sonst

so starke Pandur schwankte wie ein vom Wind geschütteltes Rohr und der Angschweiß trat in eisigkalten Tropfen auf seine Stirn.

„Laß ihn stecken, Deinen Säbel,“ meinte der Schankwirth kalteblütig, „ich bin durchaus nicht böse auf Dich! Sind wir doch quitt!“

„Quitt?!“

„Ja wohl! Höre nur erst meine dritte und letzte Neuigkeit, welche Dich vielleicht noch mehr angreifen wird. Ich habe Dich soeben — vergiftet!“

„Vergiftet?!“

„Ja, es ist keine Rettung mehr für Dich. In wenigen Minuten bist Du ein stiller Mann!“

Jantzi stürzte auch wirklich in diesem Augenblicke wie vom Blitz getroffen nieder, und wand sich in furchtbaren Krämpfen auf dem dielenlosen, von Wein und Schnapps getränkten Boden.

Jantzi hatte seinen Meißel gefunden.

Unsägliches Hohn spielte um die Lippen des Haidewirthes.

Bald darauf drangen die Panduren in die Schankstube, Gewehrläufe bligten auch an den niedern Fenstern. Antál machte keine Miene zum Widerstand, knirschte aber grimmig mit den Zähnen, als ihn der Wachtmeister der Häscher in Fesseln zu schlagen befohl. Es lag ihm nichts mehr am Leben, aber es wurnte ihn, Ketten tragen zu müssen.

„Ich sterbe!“ stöhnte Jantzi.

„Unser Schicksal ist besiegelt,“ rief Antál hohnlachend, „auf Wiedersehen dort drüben, Bruder Jantzi!“

Ein letztes dumpfes Köcheln war die Antwort. Pandur Jantzi wanderte soeben in die Ewigkeit hinüber. Antál starb am Galgen. Die Csárda aber hieß im Munde des Volkes durch lange Jahre: „die blutige Haideschenke.“

Levitschuingg.

## Gepreßtes Heu und Heuhandel.

Von allen landwirthschaftlichen Handelsprodukten ist das Heu gleichzeitig eines der leichtesten und am meisten Raum einnehmenden. Daher ist auch in gewöhnlichem Zustand sein Transport immer viel zu kostspielig, als daß man nicht gezwungen wäre, es entweder am Produktionsort oder doch in dessen nächster Nachbarschaft zu verbrauchen. Es geht daraus hervor, daß der Preis des Heues sich, anstatt sich auszugleichen und sich in den verschiedenen Gegenden eines Landes einer Durchschnittssumme zu nähern, im Gegentheil stets die größten Abweichungen in einzelnen Distrikten zeigt; es kann aber auch nicht anders sein, weil der Ueberfluß der Ernte einer begünstigten Lokalität durch billige Zufuhr die Mißernte und den Mangel in einer andern nicht auszugleichen vermag. Was hilft es, wenn auch die Kommunikationswege sich vermehren, das Netz der Eisenbahnen alljährlich neue, engere Maschen annimmt, das Heu hat im Verhältniß zu seinem Volumen viel zu wenig inneren Werth, um auch von den billigsten Transportmitteln irgend einen Nutzen ziehen

zu können, sobald es sich um Entfernungen von Hunderten von Meilen handelt. Bloß längs der schiffbaren Flüsse wird der Heuhandel einigermaßen im Großen getrieben, aber auch da wird es stets nur stromabwärts verschifft, denn stromaufwärts sind schon wiederum die Transportkosten zu hoch. Wenn aber auch das Heu im natürlichen Zustand eine Ware ist, die sich für weite Versendung nicht eignet, so ist dieß keineswegs der Fall mit dem komprimirten Heu. Schon seit längerer Zeit haben die Regierungen für den Kriegsbedarf Mittel gefunden, ihre Kavallerie mit Heu zu versehen, welches oft weit von jenseits der Meere kam. Während des letzten Krimkrieges wurden große Massen von solchem komprimirten Heu aus England, Frankreich und Triest bis in die taurische Halbinsel verführt, langten daselbst ohne erhebliche Beschädigung an und lieferten den Pferden der Reiterei und den Transportthieren überhaupt ein vortreffliches Futter. Es läßt sich daher mit Recht die Frage aufwerfen, weshalb die Landwirthschaft nicht ein gleiches Verfahren befolgt, wenn in einer Gegend Ueberfluß, in der andern Miskwachß eintritt? In dürrer Jahren würden die Besitzer von Wiesen mit beliebiger Bewässerung, deren Ertrag beinahe immer sicher und regelmäßig ist, häufig deren Produkt sehr vortheilhaft verwerten können, wenn sie dasselbe, hinlänglich komprimirt, in solche Länder verladen würden, wo es nicht gerathen und sein Preis in Folge dessen ungewöhnlich hoch geworden ist. Heutzutage kennt die Mechanik keine Schwierigkeiten mehr, und so gibt es auch Maschinen zum Zusammenpressen des Heues, welche dasselbe auf eine Dichtigkeit, gleich derjenigen des Holzes, komprimiren und sein ursprüngliches Volumen wenigstens um  $\frac{5}{6}$  vermindern. Werden 800 Pfd. Heu derartig zusammengedrückt, daß sie bloß einen Würfel von drei Fuß Durchmesser bilden, so sind sie in eine Ware verwandelt, welche die Frachtsäcke der Eisenbahnen recht gut auszuhalten vermag. Die Kosten der Operation, mit Inbegriff des Bindens der Ballen, der Verzinsung der Anschaffungskosten und der Abnutzung der Kompressionsmaschine, betragen für den Zentner gepreßtes Heu kaum 4 Sgr. — 20 Neukreuzer, können demnach auch nicht in erheblichen Betracht kommen. Außer dem erleichterten Transport bietet aber das komprimirte Heu noch verschiedene andere, sehr beachtenswerthe Vorzüge. Es ladet sich weit schneller und rascher auf wie das nichtzusammengedrückte, und bleibt namentlich viel mehr vom Staube verschont wie das letztere. Bei einem Regen feuchtet es sich nur auswendig an, ebenso verbrennt es nur äußerst schwierig, ist deshalb minder feuergefährlich; es behält seine besten Nahrungsbestandtheile, Blüten und Samen, die bei dem losen Heu gewöhnlich verloren gehen und nimmt niemals einen schlechten, moderigen Geschmack oder Geruch an. Um es zu verfüttern, wird es mit besondern Heumessern zertheilt; wird es angefeuchtet oder Wasserdämpfen ausgesetzt, so geht es wieder zu seinem ursprünglichen Volumen auseinander.

## Einige Bemerkungen Boussingault's über die Guanolager.

Die Lager des echten Guano finden sich nur an der gänzlich regenlosen Küste von Peru zwischen 2—21° süd. Br., nicht bloß auf Inseln, wie die Ischinschas, sondern auch auf manchem Vorgebirge des Festlandes. Von Tumbes bis zur Wüste von Atacama ist der Regen eine unbekannte Erscheinung, während auf dem andern Abhang der Cordilleren im neugranadinischen Choco es fast ohne Unterbrechung regnet. Als Boussingault in Payta war, hatte es seit 17 Jahren nicht mehr geregnet, und in Chocope erinnerte man sich noch als einer unerhörten Erscheinung eines Regens im J. 1726, der sich allerdings vierzig Nächte lang wiederholte. Wo es regnet, kann es keinen echten Guano geben, weil dann das Ammoniak und die löslichen Salze entführt werden und nur der phosphorsaure Kalk zurückbleibt. Das nächste Erforderniß zur Guanobildung sind Gewässer von großem Fischreichthum, und allerdings sollen an den peruanischen Küsten die Bänke und Züge von Sardellen so zahlreich sein, daß sie aller Beschreibung spotten. Von ihnen ernähren sich Seevögel, die gesellig leben, und deren Schwärme, wenn sie einen Ort wechseln, die Luft verfinstern und oft ein bis zwei Stunden ununterbrochen vorbeiziehen. Nur so ist erklärlich, daß sich Guanoschichten bis zu 100 Fuß Dicke finden können. Der peruanische Guano enthält nämlich, wenn er unverfälscht ist, etwa 14 Proz. stickstoffhaltige Bestandtheile; die Fische, welche die Guanacs oder die guanoproduzierenden Seevögel fressen, liefern aber im Durchschnitt nur 2,3 Proz. Stickstoff. Daraus folgt, daß 100 Kilogr. Guano die Stickstoffbestandtheile von 600 Kilogr. Fischen enthalten, und die 378 Millionen metrische Zentner (à 200 Pfd.) Guano, welche die Ischinschas Inseln ursprünglich enthielten, aus 2268 Millionen metr. Zentnern Fischfleisch gewonnen werden mußten! Die Zeit, welche zur Bildung dieser Lager verstrich, spottet jeder historischen Chronologie, denn man hat Guanolager gefunden, die als Flöhschicht in die Berge hineinzogen. Am Rio Loa fand M. F. de Rivero eine Guanobank, welche auf dem Felsen ruhte, und dann mit einem 3 Metres hohen alten Alluvialschutt bedeckt war, welcher Seemuscheln einschloß, worauf dann abermals eine Schicht jüngern Guanos folgte, die zuletzt mit modernem Sand bedeckt war! (Ausl.)

### Der populärste Fürst.

Das ist unbestreitbar der Herzog Friedrich von Oesterreich-Tirol gewesen, den die Tiroler, deren Abgott er war, bei der Gelegenheit „Friedl mit der leeren Tasche“ nannten, da er auf seiner Flucht aus Constanz aller Mittel entblößt war und keinen Heller mehr in seinen Taschen hatte; der aber dieselben bald darauf durch klugen Hausbalt so zu füllen wußte, daß er die Kuppel seiner Kanzlei in Innsbruck konnte vergolden, vulgo: das „goldene Dach“ herstellen lassen. Noch jetzt ist sein Andenken unvergessen, noch jetzt erzählt

sich der treubiedere Tiroler gar viel des Guten und Schönen von seinem geliebten Friedl, so z. B. daß sich Friedrich in seinen jüngern Jahren öfter in bauerlicher Tracht bei Land-leuten gegen Tagelohn verdingte und da als Knecht Holz hackte, Wiesen mähte, hinter Pflug und Egge ging und fröhliche Lieder mit ihnen sang. Auch pflanzte die Tradition seinen schönen Denkspruch fort: „Bei Hofe,“ sagte er, „redet man immer nur so, wie es die Fürsten gerne hören; unter den schlichten Bauern hingegen erfahre ich, was den Fürsten frommt, die reine ungeschminkte Wahrheit.“ — Er starb 1439.

### Literatur.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1861.

Henriette Herz war die Frau des Professors Markus Herz in Berlin. Sie war Freundin und Zeitgenossin der hervorragenden Geister der Berliner Gesellschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts; sie galt als der Mittelpunkt jenes Kreises von Männern und Frauen, unter denen Schlegelmacher, Friedrich v. Schlegel, Wilhelm v. Humboldt, Varnhagen u. als Koryphäen glänzten; sie war aber auch eine strahlende Schönheit, von der alle Augenzeugen mit Begeisterung und Entzücken reden und welcher sie ihre unvergängliche Berühmtheit mitverdankt. In diese schöne, geistreiche Frau von achtunddreißig Jahren verliebte sich der junge Louis Varuch — Ludwig Börne — der als siebenzehnjähriger Pensionär in das Haus des als Arzt berühmten Markus Herz kam. Wie groß aber auch der Eindruck war, den sie auf ihn hervorbrachte, so machte die Gluth der Leidenschaft doch bald dem besseren Einsehen Platz, namentlich, als die schöne Frau dem ungestümen Jüngling die lustige Antwort auf seine Liebeswerbung gab: Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen! Von diesem Augenblicke an zeigte der junge Börne alle Eigenschaften des spätern Börne, Humor und Witz, gepaart mit Anart und Eigenwilligkeit, oft durchwachsen von elegischem Wesen. Frau Herz, mit welcher Börne in steter, inniger, freundschaftlicher Beziehung blieb, verlangte später ein Mal von ihm zu wissen, wie seine Liebe entstanden sei, und da schrieb er aus seinen Briefen und aus seinem Tagebuche alle darauf bezüglichen Stellen zusammen, die nun das vorliegende Buch bilden.

Es dürfte allen Freunden Börne's ein willkommenener Beitrag zu dessen Biographie sein.

Die Aufgaben Deutsch-Oesterreich's nach dem 26. Februar 1861. Wien. Josef Klemm.

Von allen Flugschriften, welche in der letzten Zeit erschienen sind und Oesterreich's Neugestaltung betreffen, ist diese die erste, welche das Verhältniß Oesterreich's zu Deutschland berührt. Der Verfasser, ein entschiedener Gegner des gesalenen Systems, das er mit scharfen Worten geißelt, und von dem er behauptet, es habe die Deutsch-Oesterreicher für seine Zwecke ausgebeutet, die Entwicklung der nichtdeutschen Völker Oesterreich's verhindert, und dadurch zu Feinden der Deutschen und deutscher Kultur gemacht — sagt, daß, wenn ein Gesamt-Oesterreich bestehen soll, eine nationale und posit. Einigung mit Deutschland nicht möglich sei, aber eine desto innigere geistige Einigung angestrebt werden müsse. Wir müssen — so schließt der Verfasser — dem Nationalstolze der nichtdeutschen Völker Oesterreich's unser deutsches Bewußtsein entgegensetzen, welches uns kräftigen und stählen, die Achtung der Welt wiedergewinnen, und einen sittlichen, ernstlichen, vaterländischen Geist in uns ausbilden wird, von dem wir allein: eine radikale Verbesserung unserer sozialen Zustände, eine Ehrenrettung des österreichischen Deutschthums erwarten!